Roger Van de Velde

Knisternde Schädel

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1548 der Bibliothek Suhrkamp

Roger Van de Velde
Knisternde Schädel

Erzählungen

Aus dem belgischen Niederländisch
von Annette Wunschel

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1969 unter dem Titel
De knetterende schedels bei Manteau, Brüssel/Den Haag.

Die Veröffentlichung dieses Buches
wurde von Flanders Literature unterstützt.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds
für die großzügige Förderung ihrer Arbeit am vorliegenden Text
im Rahmen des Programms »Neustart Kultur«.

Erste Auflage 2024
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024
All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne
von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Willy Fleckhaus
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-22548-6

www.suhrkamp.de

Knisternde Schädel

Life is a tale told by an idiot
Macbeth

Für Frans de Bruyn,
als Zeichen der Dankbarkeit

INHALT

Vorwort 11
Weiß war der Kater 13
Gefrorenes Wasser 17
Der entzauberte Fetisch 21
Schreiberamt 28
Nackt 32
Die Anweisungen des Prometheus 35
Homilie 42
Antwort auf eine Frage 45
Heringe im Glas 50
Mosche Scheronim 56
Monsieur Delcourt und die Würmer 64
Brief an den König 74
Lektion in Philosophie 79
Die Regeln des Spiels 84
Kniender Herkules 88
Margaritas ante porcos 92
Der Kunstmaler 108
Abschied von Livinus 113
Trompete 119
Die verbotenen Gegenstände 123

Kurzglossar und Nachwort der Übersetzerin 129

VORWORT

Anfangs hatte ich die Absicht, diese Seiten den sonderbaren Gesellen zu widmen, die ich, mal amüsiert und dann auch wieder erschreckt, diese ganze Zeit beobachtet habe, ähnlich wie ein Kind in sprachlosem Staunen dem ungenierten Herumtoben und den sinnlosen Zankereien der Paviane im Zoo zusieht. Doch was hätten sie mit ihren knisternden Schädeln von einer solchen Zueignung? Die meisten würden sich aus den Druckbögen Papierhüte basteln, und kein Zweifel, manch einer würde sie mit Appetit verdrücken. Was eigentlich gar nicht so unsinnig ist. Die seltsamsten und wahrscheinlich besten Geschichten stehen nicht in diesem Buch, denn irgendwo liegt eine Grenze, wo das Unbegreifliche auch unaussprechlich wird. Immer wenn ich diese Grenze überschreiten wollte, erlebte ich, dass die Worte in ihrer Kraftlosigkeit ihren Inhalt verloren.

Roger Van de Velde, unveröffentlichtes Vorwort zu *De knetterende schedels*

WEISS WAR DER KATER

Wie er da breitbeinig in der Türöffnung zum Treppenhaus stand, so groß und drohend mit vorquellenden Augen und blutverschmierten Händen, erinnerte er mich an den geblendeten Ödipus in seinem Zorn.

Beklommenes Schweigen legte sich wie ein nasses Laken über den Saal, und alle blickten mit angehaltenem Atem auf Jules Leroy, der den schlaffen Kadaver wie eine scheußliche Trophäe grinsend in die Höhe hielt. Es war der weiße Kater Puschkin, den wir alle ins Herz geschlossen hatten. Sein Schädel war zu Brei zerquetscht. Hirnmasse floss weiß und schleimig aus der Schale, während das schwarze Maul über den spitzen Fängen zu einem langen Strich auseinandergezogen und wie zu einem letzten Schrei erstarrt war; ein geronnenes Auge – ein murmelartiges Gebilde – hing an einer blauen Sehne, und schwarzes Blut tropfte zäh und dickflüssig auf die Fliesen vor Jules' Füßen. Das angerichtete Gemetzel war abstoßend, der Pelz hingegen war makellos geblieben.

Mit einem einzigen, mächtigen Schwung hatte Jules Leroy den Kopf des Katers an der Wand zerschmettert, weil das Tier seine Scheibe Grillfleisch gestohlen und gefressen hatte. Es geschah an einem Sonntag. Sonntags gab es zu Mittag zuverlässig eine dünne Scheibe Grillfleisch zu den Kartoffeln. Um dieses Grillfleisch machte Jules je-

des Mal ein gewaltiges Tamtam. Er wickelte das Fitzelchen Fleisch behutsam in Zeitungspapier, verbarg es unter seinem Hemd und stopfte die Kartoffeln samt Gemüseberg hastig in sich hinein. Später am Nachmittag verspeiste er die Scheibe Grillfleisch mit großem Appetit und einer Hingabe, als handelte es sich um eine seltene Delikatesse. Er bestreute das Fleisch sorgfältig mit Salz, und manchmal durfte er sich im Tausch für einen Apfel oder eine halbe Tafel Schokolade das begehrte Fläschchen Worcestersauce von Kerhofs borgen. An diesem Sonntagmittag aber hatte Puschkin die Scheibe Grillfleisch tollkühn aus dem Henkelmann unter Jules' Bett geraubt.

Ich war eher verwundert als traurig, dass Jules Leroy den Kater getötet hatte, denn er liebte das Tier mit kindlicher Zuneigung. Oft ging er ostentativ mit Puschkin auf der breiten Schulter umher, und immer freitags sammelte er die Fischreste in einer eigens hierfür vorgesehenen Konservendose; und ein andermal hatte er Grégoire niedergerungen, weil dieser heimlich nach dem Tier getreten hatte. Man konnte noch von Glück sagen, dass er damals nicht Grégoires Schädel gegen die Wand geschleudert hatte. Ich wusste, dass er sich jederzeit für Puschkin geprügelt hätte, aber ich hatte mir nicht vorgestellt, dass er der Scheibe Grillfleisch so viel Gewicht beimaß.

Eine volle Minute, vielleicht länger, stand Jules mit dem blutigen, verstümmelten Kadaver wie angefroren in der Tür zum Treppenhaus.

Da näherte sich, den Kopf ein wenig schief gelegt, widerstrebend und langsam der Aufseher.

»Schmeiß das Tier hinters Brennholz im Garten«, sagte er fast tonlos, aber sehr bestimmt.

Jules Leroys hervortretende Augen wandten sich dem schiefen, ernsten und auch etwas bekümmerten Gesicht des Aufsehers zu. In diesen Augen lag eher Erstaunen als Schuldbewusstsein, gleichzeitig aber ein düsteres Funkeln nachklingender Wut. Er tat unwillig einen Schritt zurück, und der Kadaver an seinem ausgestreckten Arm geriet so heftig ins Schwingen, dass Blut auf seine Schuhe spritzte.

»Schmeiß diese Katze in den Garten«, wiederholte der Aufseher. Seine Stimme klang in ihrer Resolutheit ruhig, aber er war sehr blass geworden.

Jules trat zwei Schritte näher. Wie seine Augen spiegelte auch sein Grinsen eher Erstaunen als Wut, doch er verstärkte seinen Griff um den Schwanz des toten Katers mit herausfordernder Entschlossenheit.

Im Saal wurde es wieder laut, und in derselben Sekunde schrie Sneyers in schriller Empörung »Salaud«, Dreckskerl. Das hätte er nicht tun sollen.

Eine neue Welle maßloser Wut schwemmte das Erstaunen hinweg, und Jules geriet so außer sich, dass er seine schwere, besudelte Hand nicht mehr zügeln konnte. Er schwang den Kadaver im Kreis über seinem Kopf, sodass Batzen Hirn und dunkles Blut die Tische und geweißten Wände sprenkelten. Selbst der Aufseher trat erschrocken den Rückzug an. Ihm blieb keine andere Wahl, als nach Verstärkung zu läuten.

Fünf Minuten später stürmten fünf Aufseher in den

Saal. Sie hatten ihre weißgestärkten Kittel abgelegt, und einer hatte einen dicken, unförmigen Packen unter dem Arm, während ein anderer nervös mit einem Gummiknüppel ins Leere drosch. Die Szene glich einer prähistorischen Malerei an der Felswand von Lascaux: Jules, das zertrümmerte Gerippe Puschkins schwingend, und der den Knüppel schwingende Aufseher. Gegen die Übermacht hatte Jules Leroy keine Chance, denn sie rückten ihm mit vier Mann auf einmal zu Leibe. Er wehrte sich brüllend, stampfend und fluchend, und als sie ihn endlich bezwungen hatten, stand er eingeschnürt in eine Zwangsjacke da, wie ein zitternder, schnaubender Stier in einer viel zu engen Box. Sein linkes Auge war dunkellila angelaufen, die Nase geschwollen, und unter einem Riss in seinem Hemd hob und senkte sich die behaarte Brust wie ein Blasebalg. Einer der Aufseher blutete aus der Unterlippe und betupfte die Wunde mit einem karierten Taschentuch zwischen zwei vorsichtigen Fingern.

Als man Jules, hilflos stolpernd in seiner Zwangsjacke, wegführte, giftete Sneyers ein zweites Mal: »Salaud.« Aber Jules wandte den Kopf nicht zurück. Ein angestrengtes Röcheln drang aus seiner Kehle, und in seinen Augen schimmerte ein feuchter Glanz, wie man ihn manchmal bei trächtigen Kühen sieht.

In einer Ecke unter der Zentralheizung lag der tote Kater ausgestreckt mit allen vier samtigen Pfötchen unter dem makellos weißen Fell.

Séraphin, der taub und stumm war und über dessen Fehltritt auch von den anderen in allen Sprachen geschwiegen wurde, schob auf dem Tisch einen Fetzen Papier in meine Richtung. Darauf stand: »Ist es wahr, dass der menschliche Körper größtenteils aus Wasser besteht?«

Es kam immer wieder vor, dass Séraphin mir derlei Zettel zuschob. Es war sein einziges Kommunikationsmittel, und er hatte manchmal eine intensive Freude an dieser Korrespondenz, bei der er sich nicht auf Bitten um Auskünfte oder Bestätigungen beschränkte. Oft waren es gewöhnliche, naheliegende Feststellungen, und gelegentlich brachte er auch eine persönliche Meinung zum Ausdruck, zum Beispiel: »Tibet ist das Dach der Welt« oder »Dass Josua die Sonne angehalten hat, ist gelogen«.

Es war mir schon öfter aufgefallen, dass seine Fragen oder Mitteilungen, die meistens auf etwas Bezug nahmen, was er in Zeitungen oder alten Zeitschriften gelesen hatte, im Allgemeinen eine argumentierende, rationale Tendenz zeigten. Es kam selten vor, dass er eine völlig unsinnige Frage stellte, aus der sich nicht schlau werden ließ. Und immer, selbst wenn es nur um eine gewöhnliche Mitteilung ging, erwartete er von mir eine prompte Antwort in Form einer schriftlichen Bestätigung, Ver-

neinung oder Erklärung. Zwischen seiner geschlossenen und meiner vereinsamten Welt gab es eine unausgesprochene Verbindung, die ich immer wieder faszinierend fand, obwohl er es mir zum Teil ungemein schwer machte. Wie das eine Mal, als er fragte: »Was ist der Unterschied zwischen der Musik von Bach und der von Beethoven?« Man kann einen Blinden lehren, mit den Fingern zu lesen; aber wie, mit welchen unzulänglichen Hilfsmitteln, soll man für einen Gehörlosen das subtile Wunder einer Fuge zum Klingen bringen?

Diesmal war das Problem weniger kompliziert, wenn ich auch nicht begriff, worauf er hinauswollte. Ich schrieb auf die Rückseite des Zettels: »Es ist tatsächlich richtig, dass der menschliche Körper größtenteils aus Wasser besteht. Ich weiß den genauen Prozentanteil nicht aus dem Kopf, aber wenn du willst, kann ich nachschlagen. Es ist übrigens wissenschaftlich erwiesen, dass alles Leben ursprünglich aus dem Meer kommt.«

Seine Reaktion erfolgte spontan. Er riss aufgeregt eine Seite aus dem vergilbten Jahrgang des *Soir Illustré*, in dem er bis eben gelesen hatte, kritzelte eilig etwas drauf und gab die Botschaft an mich weiter.

Es war ein etwas altmodisches, aber immer noch anziehendes Farbfoto der Schauspielerin Dorothy Lamour im aufreizenden Blumensarong. Darunter fragte er in markigen Fettbuchstaben: »Und das hier?« Lächelnd setzte ich meinen Kommentar auf dieselbe Seite: »Das auch; das scheint mir sogar ein ganz herrliches Wasser zu sein.

Da würde ich zu gern drin schwimmen, Himmelarsch nochmal. Du nicht?«

Das »Himmelarsch nochmal« hatte ich eigens dazu geschrieben, denn ich wusste aus Erfahrung, wie versessen er auf anschauliche Kraftausdrücke war. Für jemanden, der weder sprechen noch hören kann, muss die plastische Ausdruckskraft des Fluchens wohl auch eine Art Ventil bedeuten.

Aber anders als von mir erhofft, schien er nicht begeistert über die klärende Antwort. Er starrte eine Zeitlang finster auf das Foto, knüllte es dann langsam zu einem Geschoss zusammen und blätterte schließlich lustlos weiter in der Zeitschrift. Fürs Erste erhielt ich von ihm keine weitere Post mehr.

Ich fragte mich, was Séraphin an der chemischen Zusammensetzung des menschlichen Körpers so wurmte. Schön, aus ästhetischer Sicht ist es schon kurios, dass eine verführerische Gestalt wie die Lamour in ihren besten Jahren überwiegend aus einer so banalen Substanz wie Wasser besteht. Aber war dieses Wissen ein Grund, eingeschnappt zu sein?

Ich war mir sicher, es musste noch einen anderen, verwandten Grund für seine üble Laune geben. Aber da Séraphin den ganzen restlichen Abend über keinen schriftlichen oder sonstigen Annäherungsversuch mehr machte, ging ich der Sache nicht weiter nach. Es kam öfter vor, dass er sich plötzlich und ohne ersichtlichen Auslöser in den unzugänglichen Bunker seiner Gehörlosigkeit einschloss. Einmal hatte er tagelang geschmollt, weil ich ihm